



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Literarische Rundschau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Literarische Rundschau



In einer Preßfehde, die jetzt fast vergessen ist, für künftige Literaturhistoriker aber ein dankbares Doktorandenthema abgegeben wird, hat Hermann Sudermann für sich und andre Dramatiker von dem kritischen Betrachter ihrer mißlungnen Werke mit Goethischen Worten ein anständiges Bedauern gefordert. So wenig dieser Anspruch mit Recht von all denen geltend gemacht werden kann, die Sudermann nennt und meint, so sehr möchte ich ihn doch für eine erlesne Zahl und für ihn selbst mit allem Nachdruck als berechtigt anerkennen. Wer den Roman „Frau Sorge“ geschrieben hat, ein Buch, das in seiner Art von keinem der mit und nach Sudermann emporgekommenen Dichter übertroffen, von kaum einem erreicht worden ist — der darf allerdings erwarten, daß ihm gegenüber bei aller deutlichen Abgrenzung der Gut in der Hand bleibt. Nie und nimmer kann man den Mann, der dieses Werk und nach ihm neben andern die „Schmetterlingschlacht“, den „Johannes“, die „Drei Reiterfedern“ geschaffen hat, einen bloßen Macher nennen, so bedauerlich auch alles ist, was uns die letzten Jahre von ihm gebracht haben. Und, was das Schlimmste dabei bleibt: es fehlt immer mehr die Handhabe einer Wertung von irgendeiner Seite her. Sudermanns Werke aus den letzten Jahren, etwa das Schauspiel „Stein unter Steinen“, lassen einfach kalt, gleichgiltig. Und so sind auch die vier Einakter, die er jetzt unter dem Gesamttitel „Rosen“ hat erscheinen lassen (Cotta, Stuttgart und Berlin), völlig „unerheblich“; ich finde wirklich kein besseres Wort. Sie fordern so wenig wie zu innerm Beifall zu starkem Widerspruch auf und fallen einem aus den Fingern wie farblose und charakterlose, dustlose Blüten. Wozu hat Sudermann das geschrieben und, wenn er es schrieb, veröffentlicht? Das ist eine Frage, um die man nicht herumkommt, und für die wohl die Antwort mit einiger Aussicht auf innere Wahrheit nur lauten kann: weil er nun einmal nicht stark genug ist, ein paar Jahre ganz zu schweigen, sich ganz vom Auf und Ab der Bühne zurückzuziehen, bewußt alle Türen um sich zu schließen und reifen zu lassen, was, wie „Frau Sorge“, nun einmal nur in der Stille gedeiht. Ich gebe die Hoffnung auf eine Entwicklung Sudermanns noch nicht auf, wäre auch schon zufrieden, wenn er auf den alten, ja nicht auszutretenden Wegen jenes Romans etwas Neues schließe — aber die letzten Werke machen einem den Glauben freilich schwer.

Durchweg mit dem Hut in der Hand hat jung und alt Adolf Wilbrandt an seinem siebenzigsten Geburtstage begrüßt. Über die Erwartung vieler Verehrer und sicherlich auch die seine hinaus ist der 24. August dem Dichter zum Festtage gemacht worden. Seine Freunde und Verleger haben ihm eine feine und reiche Gabe dargebracht mit dem auch äußerlich prächtigen Bande „Adolf Wilbrandt“ (Cotta). Wie immer bei solchem Anlasse steht auch hier und da etwas Seichtes in dem Buche — im ganzen kann es sich aber vor einem solchen Jubilar sehen lassen. Nach den liebenswürdigen und doch nicht überschwenglichen Grüßen des Reichskanzlers und der Fürstin Bülow und Paul Heyse's warmem Zuruf ist vor allem der Beitrag „Jugend und Elternhaus“ hervorzuheben, den der ältere Bruder Conrad Wilbrandt hergegeben hat, und der einen herzerfreuenden Blick in ein deutsches Familienleben von tiefer Innigkeit und geistigem Gehalt gewährt. Paul Lindaus leicht plaudernde Erinnerungen an die vieljährige Freundschaft mit Wilbrandt bieten sehr viele hübsche, auch biographisch wertvolle Details. Unter den kürzern Glückwünschen aber ist keiner, der es mit Wilhelm Raabes Herzensworten aufnehme: „Nur mutig über die Schwelle! Die Tür ins Einundsiebzigste kann immer noch in eine Weihnachtsstube führen.“ Drei Bildnisse nach Venbach und eine neue Photographie vervollständigen den schönen Band.

Wenn nach solchem überreich verdientem Ehrenpreis Adolf Wilbrandts neuer Roman „Sommerfäden“ (Cotta) etwas zu sehr an die Ungleichartigkeit gemahnt, die auch dieses Dichters zahlreiche Schöpfungen aufweisen, und die eine künftige Auslese erst ganz vergessen machen wird, so darf mit um so herzlicherer Freude das jüngste Werk des „brüderlichen Freundes“ Paul Heyse bewillkommt werden. Der seltsame Titel „Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte“ (Cotta) leitet in eine seltsame Welt hinein. Fünf Männer, deren empfindlichen Seelen das Leben weh getan hat, ein Offizier, ein Professor, ein Arzt, ein Priester und ein Politiker haben sich in die freiwillige Einsamkeit eines ehemaligen Klosters zurückgezogen und führen hier ein durch die Kunst und Heiterkeit des als sechster zu ihnen verschlagenen jungen Malers etwas farbiger gewordenes Dasein. Aber sie können sich auf die Dauer doch nicht gegen den Strom des tätigen Lebens stemmen, der die stille Stätte ihrer Resignation näher und näher umflutet. Und als zu schon begonnenen, neuen Seelenkämpfen der leibhafte Kampf treten muß gegen das fessellos gewordne Element, den Wasserstrom — da werden die Hände nicht mehr losgelassen, die jene Einsamen wieder hineinziehen in den Kreis der Mitmenschen. Nun schaffen sie wieder mit dem Strom, und wenn sie ihn schon, wie Fürst Bülow einmal sagte, nicht lenken können, so versuchen sie es doch mit dem Schiff darauf, dessen Führung vertrauensvolle Herzen ihnen übergeben haben. Paul Heyse hat sicherlich Werke geschrieben, aus denen eine tiefere Seelenergründung spricht, in denen nicht, wie hier, mancher Konflikt sanft beiseite geschoben und für gelöst erklärt wird, ehe er ganz durchstritten war. Aber all das zugegeben —

er hat doch auch, und zumal in hohen Jahren, selten ein Werk geschaffen, das man so gern liest, das so rein durchklingen ist von dem ethischen Unterton seiner ganzen Persönlichkeit, das in allen Stücken so liebenswert und, trotz manchen Seltsamkeiten, so wenig konstruiert ist. Wenn das Wort „Meister“ in der Poesie einen guten Sinn haben soll, wird man es am ehesten für eine solche Persönlichkeit zurückstellen müssen, die nach einem schier unübersehbar reichen Lebenswerk immer wieder zeigt, daß Goethes Wort vom „Kommandieren der Poesie“ gerade für den echten Dichter eine Wahrheit ist.

Zwei reizvolle Bücher eigner Art hat die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin uns und unsrer Jugend auf den Tisch gelegt (beide bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig). Das eine enthält unter dem Titel „Aus Geschichte und Leben“ sechs Erzählungen von dem zu früh verstorbenen Adolf Schmitthenner. Es sind fast alles schlechthin Perlen, reife Gaben konzentrierter Kunst. Die schönste ist für mich „Friede auf Erden“, vielleicht das größte, was Schmitthenner je gedichtet hat. Der Gehalt an Stimmung und zugleich an Charakteristik in dem knappen Stück ist bewundernswert. Und die Sprache ist so sparsam, so karge gefügt, wie sie jenem Geschlecht am Ende des Dreißigjährigen Krieges zu Gebote gestanden haben muß.

Etwas ganz Neues bringt der andre, ebenfalls sehr hübsch ausgestattete Band: eine neue Geschichte von Wilhelm Speck, dessen „Menschen, die den Weg verloren“ zugleich in einer im ganzen unveränderten zweiten Auflage (ebenfalls bei Grunow) erscheinen. Faßt man die drei Erzählungen: „Ursula“, „Die Flüchtlinge“ und die neue, „Der Foggeli“ geheißen, zusammen, so tut sich ein weiter Prospekt eines dichterischen Vermögens auf, wie es heute ganz wenige besitzen. In der „Ursula“ die unvergleichlich zarte und eigenartige Naturschilderung, geschaffen als Rahmen um ein aus der halben Zerstörung langsam ins Leben zurückleitendes Mädchenbild, neben dem zwei feste und starke Menschen aus diesem normalen Leben stehn und arbeiten. In den „Flüchtlingen“ zwei verirrte Seelen in einem Mikrokosmos von Schmutz und Verbrechen, von Leichtfinn und Schuld, bedrückt und beladen, und die eine, feinfühligere geborne, so ganz niedergezogen, daß des jungen Lebens jähes Ende nur zu natürlich als Abschluß der frühen Tragödie eintritt. Im „Foggeli“ endlich alles bezogen auf den Charakter dieses einen Menschen, in dem das wirkt, was nottut, was Specks Menschen so oft haben: das innere Licht, das wirklich leuchtet, und dessen Schein und Wärme wir spüren, das wirklich lebt, und von dem wir nicht bloß reden hören. Wenn dieser Foggeli aus seinem furchtbaren Schmerz um die Frau langsam emporgezogen wird, dadurch, daß seine alte Uhr versagt und er den Drang empfindet, sie wieder herzustellen — dann geht mit uns die ganze menschliche, ganz untriviale Wahrheit dieses trivialen Vorgangs so mit, wie Speck selbst es sagt: „Foggeli selber empfand diesen Schimmer und bedachte bei sich, während er sein Werk vorführte, an einem wie dünnen Faden der Mensch doch aus dem Finstern ans Licht gezogen

werden könne.“ „Der Joggeli“ ist eine kleine, aber auf einen überaus feinen Ton gestimmte Gabe des Dichters der „Zwei Seelen“, den in seiner stillen Größe immer mehr Deutsche erkennen müssen, und der gerade hier neben vielen andern Vorzügen noch den aufweist, ganz „unredensartlich“ (ein Fontanischer Ausdruck) zu sein.

Auch von Julius K. Haarhaus liegt wieder ein neues Buch vor, Märchen-
novellen unter der Aufschrift „Wo die Linden blühen!“ (Johannes von Schalscha-
Ehrenfeld in Leipzig). Leipziger Märchen-
novellen also, und in der Tat webt
um diese von einer echten Poetenlaune gestalteten Phantasiestücke der Reiz des
sommerlichen Leipzigs mit seinen alten schmalen Straßen, in die der blaue
Himmel schaut, und seinen engen, dämmerigen Höfen und Gewölben. Und
Haarhaus scheut sich gar nicht, seine Märchen bis in die Gegenwart hinein-
zuspinnen und von dem alten Wundermann Beireis einen Faden hinüber-
zuziehen bis zu einem der absonderlichen Antiquare, die wohl jedem Leipziger
Studenten einmal beim Kauf oder Verkauf von Büchern vorgekommen sind.
Das ganze Wesen von Teufeln und Meerweibchen, die in und unter der Stadt
ihr Wesen treiben, die Verknüpfung von Wirklichkeit und Spiel, die doch immer
stilrein bleibt, sind eine höchst unterhaltende Lektüre ohne viele Seitenstücke,
man müßte denn schon an Hans Hoffmann und des früh abgerufenen Walter Gott-
heil Berliner Märchen denken, die aber für Kinder bestimmt sind, während das
anmutige Buch von Haarhaus uns Große angeht.

Bei dem neuen Buch von Charlotte Niese „Menschenfrühling“ (Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow) könnte man einen Augenblick zweifelhaft sein, ob es für
Große oder für Heranwachsende bestimmt ist. Bei näherem Zusehen entdeckt
man freilich sofort, daß dieses Werk zwar von einem Kinde erzählt, aber so,
daß nur der gereifte Mensch die Geschichte dieser Kinderseele ganz verfolgen
kann. Es liegt eine große Gefahr darin, ein sogenanntes Naturkind zu
schildern, das unter lauter bewußten und berechneten Menschen immer geradeaus
sagt, was es sieht und denkt, wie diese Anneli Pankow. Aber Charlotte Niese
ist an dieser Klippe nicht gescheitert, weil die völlig echte Kindlichkeit, die un-
betont immer wieder durchbrechende Eigenart dieses kleinen Mädchens niemals
den Gedanken an jene greulichen naiven Kinder und Backfische des altbackenen
Familienromans aufkommen läßt. Frisch und natürlich wie Anneli Pankow ist
hier die Kunst der Schriftstellerin, die mit derselben unbeforgten Geradheit,
wenn auch weniger derb in den Stoff hineingreift, wie etwa die verwandte
Amerikanerin Louisa McCott. Das Buch steht unter dem Besten, was Charlotte
Niese je geschrieben hat, und ich wünschte es besonders in die Hände vieler
Frauen und Mütter, vieler Lehrerinnen und Erzieherinnen, aber nicht etwa
nur um der feinen pädagogischen Beobachtungen, sondern auch um des poetischen
Gehalts willen.

Wie viel von solchem poetischen Gehalt auch der bloße Unterhaltungsroman
bedarf, um zu fesseln und auch den verwöhnten Geschmack anzusprechen, wie

der Hamburger sagt, lehren als Schulbeispiele drei solche Romane, die mir gerade vorliegen. Der erste und feinste, „Fatum“ von Georg Wasner (bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin), hat die stärksten poetischen Fühler. Wasner arbeitet fast nirgends mit Außerlichkeiten, sondern führt in beiden, zeitlich weit auseinander liegenden Teilen seines Buchs die Handlung fein und behutsam in seiner an Fontane geschulten Sprache im Grunde jedesmal nur zwischen zwei Seelen hin; im ersten Teil zwischen einem jungen Studenten und einer zwölf Jahre ältern Frau, im zweiten zwischen dem auf die Lebenshöhe gelangten Manne und einem jungen Mädchen, in dem er zuletzt die eigne Tochter aus jener Jugendzeit erkennen muß. Ein aparter und sehr heikler Stoff, zu dem mancher nicht gegriffen hätte, ohne sich mit allerlei eindeutigen Abschweifungen und pikanten Schilderungen daran zu vergreifen. Bei Wasner ist nichts dergleichen. In schönem Fluß wird die Erzählung durchgeführt, ohne jeden Zwang den Dingen scheinbar ihr Lauf gelassen und die allmählich vorschreitende psychologische Entwicklung ohne ein unreines Wort sicher zu Ende geleitet. Und über dem Reiz des Ganzen vergißt man wohl gar, daß die Katastrophe mehr ein Abbruch als ein Ende ist, daß man sie etwas anders gewünscht hätte, als Wasner sie schließlich geschehn läßt.

Bei dem Roman von Liesbeth Dill „Die kleine Stadt. Tragödie eines Mannes von Geschmack“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) sieht es zuerst so aus, als ob stärkere dichterische Elemente darin steckten. Das ist aber nicht der Fall. Mit der Glaubwürdigkeit der erzählten Handlung sinkt auch der Roman selbst von der zuerst eingenommenen Höhe herab, leidet auch unter seiner unnötigen Breite. Es steckt eine Menge vorzüglich beobachteter Details aus deutschen Kleinstädten in dem Buch. Aber das genügt nicht zur Stützung des Hauptvorgangs, um den es sich dreht: wie nämlich ein geschmackvoller und ehrgeiziger, von kleinen Leuten stammender Mann eine ganze Kleinstadt für seine künstlerischen und kommunalen Pläne gewinnt, auf dem Gipfel seiner Wünsche aber den innerlich erlittenen Schiffbruch an einer unerwiderten Liebe herb empfinden muß. Ich bezweifle nicht, daß die Erzählung von Liesbeth Dill viele gespannte Leser finden wird, und leugne nicht, daß sie sensationellen Aufpuß überall verschmährt hat, aber ihr hat sich hier durchaus die Kunst der äußern und innern Beschränkung versagt, die Georg Wasner beherrscht, und die auch dem dritten hier anzuschließenden Buch eigen ist, dem Roman „Der Bildhauer“ von Hanns von Zobeltitz (Deutsche Verlagsanstalt). Man kennt ja die robust zugreifende Art dieses tüchtigen und gut beobachtenden Erzählers, der so wenig wie alle seine schreibenden Standesgenossen den ehemaligen Offizier verleugnen kann. So erzählt er auch hier mit derben Wirkungen die Geschichte des Bildhauers Serrenberg, der ein stilles Glück an sein Herz zog und es nur zu bald in neuem Künstlerrausch um ein schillerndes andres wieder ließ. Beide Brüder Zobeltitz neigen, wie Adolf Bartels einmal richtig bemerkt, dazu, Aktualitäten in ihre Romane hineinanzuziehen. Das geschieht auch hier, aber wohl eher mit

Lächeln, als mit Ärger liest man aus der Geschichte des Serrenbergischen Kleistdenkmals die eines andern Berliner Monuments heraus. Das Ganze ist, wie fast immer bei Hanns von Zobeltitz, spannend und in seinem anspruchslosen Wurf unterhaltend, es ist, möchte ich sagen, anständiger deutscher Unterhaltungsroman in Keinzucht, diesmal aber ohne die das Ganze erhebende Tendenz des Industrieromans „Arbeit“ von demselben Verfasser.

Fast gleichzeitig erscheinen eben jetzt die Gesammelten Werke zweier Dichter, die in der Blüte ihrer Jahre abberufen wurden, und deren Gedächtnis noch frisch unter uns lebt: Jacob Julius Davids und Heinrich Harts. Beide Ausgaben sind von Freundeshand veranstaltet. Es liegen bisher nur die ersten Bände vor (Davids aus dem Verlage von R. Piper u. Co. in München, Harts aus dem von Egon Fleischel u. Co. in Berlin); sobald die Ausgaben vollständig sind, wird ihrer an dieser Stelle ausführlich zu gedenken sein. Heinrich Spiro



Zur Psychologie der Mode

Von Joseph Aug. Eug. in Dresden-Blasewitz



ie Mode liefert den Geschmack für jedermann. Auch für die Geschmacklosen. Sie uniformiert. Sie lebt für die Masse und von der Masse. Das befestigt ihre Herrschaft, ihre Tyrannei. Jeder will modern sein. Die meisten verzichten gern auf ein bißchen Individualität, wenn sie eine solche haben, und schließen sich der Masse an, der Mode. Man will nicht auffallen, man will nicht absonderlich erscheinen, und man fällt am wenigsten auf, wenn man mit der Mode geht. Freilich, das sind die Modernsten, die nicht nach der Mode fragen, sondern selbst bestimmen, was ihnen angemessen ist. Das sind die Rebellen von heute und die Führer von morgen. Doch die Mode kümmert sich nicht um die Persönlichkeit und ihre Mündigkeitsrechte; sie hebt diese Rechte auf, vergewaltigt, macht unfrei und unselbständig und beglückt ihre Sklaven sodann mit ihren gleißenden Gaben. Der persönliche Geschmack hat zu schweigen, ob ihm die neue Mode paßt oder nicht paßt, ob sie schön ist oder nicht schön, geschmackvoll oder geschmacklos, ist keine Frage; man trägt sie, und damit basta! Passend oder unpassend, schön oder unschön, geschmackvoll oder geschmacklos, das sind großenteils rein persönliche Anschauungen, die von Mensch zu Mensch verschieden sind, und wenn sich die Mode danach richten würde, wäre sie schon keine Mode mehr. Verkörpert die Mode nichts Persönliches, keinen individuellen Geschmack? O doch! Ein König findet einen neuen Westenschnitt, ein populärer Schauspieler schafft eine neue Hutform, ein berühmter Dichter einen neuen Schlips. Freilich ganz individuell, selbständig, schöpferisch; es paßt ihnen vor-